

DEAN SPADE

**SOLIDARISCH
FÜREINANDER
SORGEN**

**EIN LEITFADEN FÜR DIESE KRISE
(UND DIE NÄCHSTE)**

Aus dem us-amerikanischen Englisch
von Sharif Bitar

Lese-Exemplar

INHALT

Einführung:

In der Krise müssen wir uns was trauen 11

TEIL I – WAS IST SOLIDARISCHE FÜRSORGE?

1 Drei zentrale Aspekte solidarischer Fürsorge 21

2 Solidarität statt Wohltätigkeit! 35

3 Mehr fordern, mehr erreichen 45

TEIL II – ZUSAMMEN FÜR UNSER GEMEINSAMES ZIEL

4 Fallstricke der solidarischen Fürsorge 61

Hierarchien des Würdigseins 61

Rett*erinnen und Paternalismus 65

Vereinnahmt werden 67

Was macht solidarische Fürsorge anders
als Wohltätigkeit? 77

5	No Masters, No Flakes	83
	Gruppenkultur	92
	Gemeinsam entscheiden.....	98
	Vorteile des Konsensprinzips.....	104
	Führungsqualitäten, die das Füreinander und die Zusammenarbeit fördern.....	127
	Mit Geld umgehen	133
	Burn-out	138
	Konflikte	152
	Mit Spaß arbeiten.....	163
	Perfektionismus	168
	»Mad-Maps«.....	173
Fazit:		
	Es geht um alles – und genau darum kämpfen wir	184
	Quellen	193
	Begleitwort zur Übersetzung	199

WERKZEUGLISTE

Eigenschaften von solidarischer Fürsorge vs. Wohltätigkeit.....	80
Ansätze, um Gruppen zu organisieren.....	86
Tendenzen, die Gruppen schaden	90
Eigenschaften von Gruppenkulturen	96
Die zentralen Schritte des Konsensprinzips	103
Musterschema fürs Entscheiden	112
Tagesordnungsschema	122
Führungsqualitäten	128
Mit Spaß arbeiten	165
Perfektionismus-Checkliste	170

3

Mehr fordern, mehr erreichen

Für bestehende Systeme stellen Katastrophen tiefe Einschnitte dar. Sie brechen zusammen und werden dann wiederhergestellt, ersetzt oder abgeschafft. Katastrophen verschärfen Ungleichheiten und decken sie auf, und sie machen auf längst bestehende Krisen aufmerksam, die die Eliten ignorieren oder verstecken wollen. Im Katastrophenfall fangen Regierungen und Unternehmen oft schnell an, das, was geschieht, herunterzuspielen. Sie tun das in der Hoffnung, so bald wie möglich zum Status quo des Ausbeutens von Rohstoffen und Menschen sowie zum Profitmachen zurückzukehren. Sie wollen die Lorbeeren dafür einheimsen, entschlossen gehandelt und das Schlimmste verhindert zu haben, um so die Rufe nach Unterstützung ruhigzustellen. Regierende und die Reichsten der Reichen nutzen Katastrophen auch als Gelegenheit dafür, die Reformen voranzutreiben, die ihnen schon lange unter den Nägeln brennen. COVID-19 hat es beispielsweise der Rechten ermöglicht, verschiedene Erfolge einzufahren: geschlossene Grenzen, ausgesetzter Umweltschutz, Hunderte Millionen Dollar mehr für FBI, DEA und Polizeibehörden, und mehr Möglichkeiten für die Polizei, Menschen in Armut zu belästigen und zu kriminalisieren, weil sie angeblich Anordnungen für die öffentliche Gesundheit missachtet hätten.

Doch gleichzeitig sind Katastrophen Gelegenheiten, Unrecht aufzudecken und linke Forderungen voranzutreiben. COVID-19 ist auch eine Chance gewesen, Menschen zu mobilisieren, sich gegen Unrecht und Ungerechtigkeiten zu wehren. Während immer mehr Menschen ihre Arbeit verlieren oder gezwungen sind, gefährlichen Jobs nachzugehen, halten wir mehr und mehr zusammen gegen Vermiet*erinnen, Vorgesetzte, die Polizei, Gefängnisse und ein profitgetriebenes Gesundheitssystem. Im Streben danach, die schlimmsten Folgen der Pandemie einzudämmen, hat es einige Formen staatlicher Hilfe gegeben, die uns Hoffnung gemacht haben, dass eine andere Lebenswelt möglich ist: Moratorien gegen Zwangsräumungen, mehr Arbeitslosengeld und Einkommensunterstützung, kostenloser öffentlicher Nahverkehr, Aussetzung der Rückzahlung von Studienkrediten und mehr. Zwar war diese Hilfe alles andere als umfassend oder angemessen, aber sie hat gezeigt, dass die Dinge, für die unsere Bewegungen kämpfen, eben doch möglich sind.

Katastrophen sind Dreh- und Angelpunkte für im Wettbewerb stehende politische Programme, Momente, in denen viel verloren oder gewonnen werden kann. Dass wir die Welt, die wir wollen, auch bekommen, ist keineswegs garantiert. Unsere Geg*nerinnen die derzeit den Großteil des Landes, der Arbeit, der Nahrung, der Wohnungen, des Verkehrs, der Waffen, des Wassers, der Energie und der Medienlandschaft kontrollieren, arbeiten fieberhaft daran, den Status quo beizubehalten. Der Wohlstand soll ungleich verteilt bleiben, der gewaltsame Druck soll aufrechterhalten werden – oder eigentlich soll beides noch verschärft werden, um Profite und Macht weiter anwachsen zu lassen. Wir können aber gewinnen, wenn wir kollektiv begreifen, was sie nicht kontrollieren – uns –, und kollek-

tiv ihre Systeme missachten und stören, um die Kontrolle über unser Leben zurückzuerlangen. Wenn wir wollen, dass so viele Menschen wie möglich überleben, und dass wir heute und morgen bekommen, was wir brauchen, dann müssen wir Katastrophen dazu nutzen, Menschen zu helfen *und* sie zu mobilisieren. Und das funktioniert, indem wir solidarisch füreinander sorgen. Während der COVID-19-Pandemie ist die Anzahl von Soli-Gruppen viel größer geworden. So viele Menschen kennen nun unsere Art zu arbeiten, wie schon seit Jahrzehnten nicht mehr. Eine großartige Gelegenheit für uns, vieles zu verändern.

Wir brauchen solidarische Gruppen und Netzwerke, die Millionen neuer Menschen an eine Arbeit heranführen können, die ihr Verständnis dafür vertieft, was die Grundursachen für die Krisen und Ungleichheiten sind, die sie auf die Barrikaden bringen, eine Arbeit, die ihnen beibringt, mutig und kollektiv zu handeln. Wir brauchen Gruppen und Netzwerke, die nicht nach dem Scheitelpunkt der Krise verschwinden, sondern die Teil einer andauernden und nachhaltigen Mobilisierung werden. Sie müssen darauf ausgelegt sein, die Menschen weiter zu unterstützen und noch mehr Druck aufzubauen, um noch größere Siege einzufahren.

Während die Mobilisierung Fahrt aufnimmt, begegnen Regierungen, Unternehmen und private Medien der Arbeit von Soli-Projekten auf drei Arten. Alle drei sind, während ich dies schreibe, in Bezug auf die COVID-19-Pandemie schon erkennbar. Die Reaktionen treten oft gleichzeitig auf, bei verschiedenen Behörden, Mandatsträg*erinnen und Regierungsebenen: Manche ignorieren die wachsende Anzahl der Gruppen, die solidarisch füreinander sorgen. Manche labeln ihren Einsatz als engagierte Ehrenamtlichkeit und stellen ihn dar, als

würde er staatliche Hilfen und bestehende Systeme ergänzen, statt ihnen entgegenzustehen. Und manche Polizei- und Geheimdienstbehörden überwachen und kriminalisieren die Soli-Arbeit.

Erleben konnten wir das bei der Reaktion auf Hurrikan Sandy im Jahr 2012. Occupy Sandy, ein solidarisches Freiwilligen-Netzwerk in New York und New Jersey, das aus Occupy Wall Street hervorging, organisierte über 60 000 Helf*erinnen. Diese versorgten Menschen mit Nahrung, Wasser, Medikamenten und anderen Bedarfsgütern, als sie von einer völlig unvorbereiteten Regierung ohne Strom und unter katastrophalen Bedingungen zurückgelassen wurden. Das Department of Homeland Security weitete seine Spionagearbeit von Occupy Wall Street auf Occupy Sandy aus, während gleichzeitig manche New Yorker Regierungsbehörden Occupy Sandy halfen, Vorräte zum Weiterverteilen zu bekommen. Gouverneur Andrew Cuomo und der New Yorker Bürgermeister Michael Bloomberg ignorierten weitestgehend, was die Menschen von Occupy Sandy leisteten, und waren vor allem damit beschäftigt, ihren eigenen Ruf zu managen.

Das grundlegende Ziel jeder dieser drei Reaktionen ist es, die Legitimität und Stabilität des bestehenden Systems sicherzustellen, und Alternativen zu delegitimieren. Im besten Falle werden solidarische Fürsorge-Projekte als harmlose, vorübergehende Ergänzungen zu bestehenden System gerahmt. Manchmal bemühen sich Mandatsträg*erinnen und Regierungsbehörden sogar darum, legitimierter zu erscheinen, indem sie sich mit den Projekten assoziieren, wenn diese sich als geeigneter erweisen, menschliche Bedürfnisse zu erfüllen, als die laufenden Regierungsmaßnahmen. Im schlimmsten Falle werden solidarische Fürsorge-Projekte als unrechtmäßig,

gefährlich und kriminell dargestellt. Das zeigt sich in den Polizeiangriffen auf die Frühstücksprogramme der Black Panther Party oder in den Überfällen der Regierung Trumps auf die medizinischen Lager von No More Deaths (eine Gruppe, die Migran*tinnen an der südlichen Grenze der USA Unterstützung anbietet). Wenn Gruppen, die solidarische Fürsorge-Arbeit machen, erfolgreich koordiniert und legitimiert im Widerspruch zu existierenden Systemen handeln, dann greift der Staat typischerweise hart dagegen durch.

Dass Solidarität kriminalisiert wird, zieht sich durch die Geschichte sozialer Bewegungen, eben weil solidarische Fürsorge sich Unrechtssystemen direkt entgegenstellt und Alternativen anbietet. Gruppen, die in heutzutage besonders risikobehafteten Kontexten ganz vorn dabei sind, haben wertvolle Kenntnisse und Erfahrungen damit, Sicherheitsrisiken zu navigieren. Dazu gehören beispielsweise Gruppen, die Menschen Zugang zu Abtreibungen und entsprechenden Medikamenten verschaffen, die an ihrem Einsatzort illegal sind; oder Gruppen, die Drogennutz*erinnen saubere Spritzen und sichere Konsumorte anbieten, an Orten, wo das gegen das Gesetz verstößt; Gruppen, die sich um das Wohlergehen von Menschen kümmern, die kriminalisierte Sex-Arbeit machen; und auch Gruppen, die wohnungslosen Menschen helfen, leerstehende Häuser zu besetzen. Wir können von ihnen lernen, wie wir die Polizei meiden und/oder und ihr entgegentreten können, wie wir elektronische Kommunikation gleichzeitig sicherstellen und sicher machen können, wie wir den verletzlichsten Menschen Schutz davor bieten können, ausgeliefert zu sein. Das kann uns alle, die solidarisch füreinander sorgen wollen, unterstützen, unser Handeln darauf auszurichten, (hoffentlich) eine Bedrohung für den Status quo darzustellen.

Im Angesicht zunehmender Mobilisierung und Widerständigkeit – wie bei der Rebellion gegen rassistische Polizeigewalt im Sommer 2020 – oder aus Angst vor einem weiteren destabilisierenden Unglück machen Regierungen und die Unternehmen, die sie vertreten, manchmal Zugeständnisse, die häufig so aussehen, wie das, was solidarische Fürsorge-Projekte auch bieten. In Zeiten großen sozialen und wirtschaftlichen Aufruhrs – wie während COVID-19 – weiten Regierungen Einkommensunterstützung aus, meist in Form von Sozialhilfe, Arbeitslosengeld oder Einmalzahlungen. Aber staatliche Hilfe kann auch bedeuten, Wohnungsbesetzung zu legalisieren, mobile medizinische Sprechstunden bereitzustellen, Mahlzeiten an öffentlichen Schulen anzubieten, Restorative Justice, also Programme für Wiedergutmachung zu schaffen, Ressourcen für Menschen, die aus dem Gefängnis entlassen wurden, aufzubauen und mehr. Zugeständnisse wie diese, bei denen der Staat etwas bereitstellt, was vorher nur durch die Fürsorge-Arbeit von solidarischen Gruppen geleistet wurde, können von Bewegungen durchaus als Teilsiege gefeiert werden: *Was wir hier geschafft haben, war so gut, da hat einfach kein Weg drumherum geführt!* Zudem können auf diese Weise viel mehr Menschen die unerlässliche Hilfe bekommen, die sie brauchen, als wenn alles nur am solidarischen Einsatz einzelner Gruppen hängt. So hat das Frühstücksprogramm des Landwirtschaftsministeriums mehr Kinder ernährt als das Frühstücksprogramm der Black Panther Party, das seinen Ausbau erst angestoßen hatte.

Doch es ist wichtig, sich bewusst zu machen, dass diese Zugeständnisse notwendigerweise begrenzt sind. Erstens können sie wieder eingeschränkt und eingestampft werden, sobald der Moment der Instabilität vorbei ist. In der Geschichte der USA folgt die Unter-

stützung von Menschen in Armut genau diesem Muster: Sie wird zu Krisenzeiten ausgebaut und dann zusammengestrichen und stigmatisiert, sobald die Krise abgeklungen ist. Schon bald sind die Menschen wieder verzweifelt und ebenso bald haben es ihre Arbeitgeb*erinnen wieder leicht, sie auszubeuten. Zweitens können Regierungsangebote zwar manchmal mehr Menschen erreichen als die Arbeit solidarischer Gruppen vor Ort, doch werden dabei normalerweise besonders ungeschützte Menschen ausgeschlossen. Das gilt zum Beispiel für Menschen, die kriminalisiert sind, die in der Schattenwirtschaft arbeiten, die wohnungslos sind oder keine Aufenthaltsgenehmigung haben. Die Programme für Sozialhilfe und Einkommensunterstützung in den USA – von der Altersvorsorge und Leistungen für Menschen mit Behinderung bis hin zu Unterstützung für Familien in Armut – sind durchgängig darauf ausgerichtet, dass Frauen, People of Color und Indigene Menschen ausgeschlossen werden oder weniger bekommen. Der New Deal zum Beispiel kam zustande, um die antikapitalistischen Aufstände infolge der Großen Depression der 1930er Jahre ruhigzustellen und um das kapitalistische System zu stabilisieren. Deshalb war er so strukturiert, dass Frauen sowie häusliche und landwirtschaftliche Arbeit*erinnen (die überproportional häufig Schwarz und Lateinamerika*erinnen waren) keine Leistungen bekamen. Indem er viele Leistungen an Arbeit knüpfte, verstetigte der New Deal außerdem den Status quo zermürender Armut für Menschen mit Behinderung.

Immer, wenn wir uns auf ein kapitalistisches, imperialistisches System verlassen, damit grundlegende Bedürfnisse erfüllt werden, können wir davon ausgehen, dass die Versorgung brüchig und unzureichend ist. Sie wird darauf ausgerichtet sein, die Bevölkerungs-

gruppen reicher zu machen, für die das System eigentlich geschaffen wurde: weiße Menschen, reiche Menschen, heterosexuelle Menschen und männlich gelesene Menschen. Und oft bleiben die Zugeständnisse leere Versprechungen, die nur gemacht wurden, um den aufkeimenden Widerstand zu unterdrücken.

Wenn es um Zugeständnisse geht, ergibt sich daraus vor allem dies: Weil es das Ziel der Eliten ist, so wenig wie möglich nachzugeben und den Status quo so weit wie möglich aufrechtzuerhalten, bekommen wir mehr, wenn wir mehr verlangen, gewagter und mutiger handeln und größeren Druck aufbauen. Es hat Massen-Bewegungen gebraucht, die an den Grundfesten des Kapitalismus gerüttelt haben, wie die der Großen Depression und die Aufstände gegen Rassismus in den 1960ern, nur um stigmatisierende, knauseilige Sozialhilfe zu bekommen. Jahrzehnte von Aufständen gegen Polizei-Brutalität haben nur oberflächliche Polizei-Reformen gebracht, von denen viele darin bestanden, der Polizei mehr Geld und mehr Personal zu geben. Anders ausgedrückt, sogar unbefriedigende Zugeständnisse gibt es nur mit großen, anhaltenden, störenden Mobilisierungen. Leit*erinnen von Non-Profits und Politik*erinnen ermutigen häufig zu »Pragmatismus« und friedlichem, schrittweisem Wandel. Doch wenn wir echten Wandel herbeiführen wollen, muss Pragmatismus bedeuten, dass wir uns das umfassendste Bild dessen ausmalen, was wir wollen, und voll in die direkte Aktion einsteigen, um es zu bekommen. Zugeständnisse, die in Krisen erreicht werden – Krisen sowohl im Sinne von plötzlichen Unglücken als auch im Sinne von machtvollen sozialen Unruhen –, sind so stabil und anhaltend, wie die Kämpfe, die sie erzwungen haben. Eliten und ihre Non-Profit-Gatekeeper ermutigen uns, kleine, »vernünftige« oder »realis-

tische« Forderungen zu stellen, und sie versuchen unser Handeln in öffentliche Kanäle zu lenken, die nicht stören, mit Narrativen über »friedliche Proteste« und darüber, »sich an einen Tisch zu setzen«. Die Eliten regen zu Reformen an, die davon ausgehen, dass die Systeme, die wir niederreißen wollen, im Kern fair und reparabel sind. Wir müssen uns weigern, unsere Visionen von den Zugeständnissen einschränken zu lassen, zu denen sie bereit sind. Was wir wollen, ist eine radikal andere Welt, die die Systeme abschafft, die es ihnen ermöglicht, unsere Leben zu kontrollieren.

Wenn wir mit unserem Handeln bisher Zugeständnisse erkämpft haben, die bestenfalls einige Menschen entlasten, aber letztlich bestehende Systeme stabilisieren, wie wäre es dann, wirklich zu gewinnen? Was erhoffen wir uns davon, Gruppen aufzubauen, um solidarisch füreinander zu sorgen, wenn nicht, dass die Regierung eines Tages leistet, was wir jetzt leisten? Wenn unsere jetzigen Systeme auf illegitimer Autorität basieren, und Zwang und Gewalt nutzen, um uns an sie zu binden, und wenn diese Systeme vor allem darauf ausgelegt sind, Reichtum und Entscheidungsmacht auf wenige Menschen zu konzentrieren, was ist dann die Alternative?

In einer Welt mit den militarisiertesten Grenzen, den umfangreichsten Überwachungstechnologien, der stärksten Ballung von Reichtum, der größten Inhaftierungsrate der Menschheitsgeschichte, den meisten Militärstützpunkten und Hightech-Waffen, den fortgeschrittensten Propaganda-Mechanismen kann es schwierig sein, sich andere Lebensweisen vorzustellen. Katastrophen verleiten oft dazu, uns eine wohlwollende Regierung herbeizusehnen, weil wir erleben müssen, wie die Regierung uns gnadenlos hängenlässt, und wir uns wünschen, dass die Dinge anders wären.

Unser Traum vom rettenden Staat ist auch deswegen so reizvoll, weil es schwierig ist, sich eine Welt vorzustellen, in der menschliche Bedürfnisse durch Systeme kollektiver Selbstbestimmung erfüllt werden und nicht durch Systeme des Zwangs. Wir sind es gewohnt, die Wahl zu haben zwischen einem Staat, der die Bedeutung der Katastrophe leugnet und die Menschen der Verwüstung überlasst, oder einem Staat, der mit unangemessener Hilfe reagiert, die mit ausweiteter Polizeikontrolle, Überwachung, Militarisierung und noch mehr Reichtum für die Reichen einhergeht. Also haben wir eigentlich gar keine Wahl. Wegen der Art und Weise wie Kapitalismus unser Auskommen kontrolliert – Lebensmittel, Wohnungen, Kommunikation, Verkehr – und weil wir so abhängig von Systemen sind, die wir nicht kontrollieren, kann es schwierig sein, sich vorzustellen, dass wir anders überleben könnten. Aber die längste Zeit der Menschheitsgeschichte haben wir genau das getan, und solidarische Projekte können uns daran erinnern, dass es möglich ist und dass es befreiend ist.

In Soli-Projekten verpflichten wir uns einem würdigen, fürsorglichen und gerechten Handeln, und können so unsere Bedürfnisse und die anderer Menschen erfüllen. Dort können wir unsere gemeinsamen Aktionen koordinieren, weil wir fest daran glauben, dass wir alle wichtig sind und dass wir alle etwas Wichtiges zu unserer Arbeit beitragen können. Dort wird uns klar, dass wir selbst am besten wissen, wie wir angesichts all der Probleme, die uns umgeben, handeln müssen. Wir brauchen nicht von Fachleuten, Regierungsbe*amtinnen oder Menschen gerettet werden, die die Eliten für »Ex*pertinnen« halten. Solidarisches Füreinander kultiviert Praktiken und Strukturen, die es uns erlauben, auf ein gemeinsames Ziel

hinzuarbeiten: Eine Gesellschaft, die kollektiv und selbstbestimmt organisiert ist, in der die Menschen in allen Aspekten ihres Lebens mitreden dürfen, anstatt vor die Pseudowahl gestellt zu werden, sich entweder einem brutalen und ausbeuterischen Arbeitsmarkt, Versicherungssystem oder Wohnungsmarkt zu unterwerfen, oder es zu riskieren, in der Kälte stehengelassen zu werden – friss oder stirb.

Was für Ideen haben wir, Solidarität so weit »zu skalieren«, dass alle haben, was sie brauchen, um sinnvoll mitsteuern und mitbestimmen zu können, in welchen Strukturen und unter welchen Bedingungen sie leben? Wegen der Dominanz von Unternehmens- und Non-Profit-Modellen, denken die Menschen oft, dass »skalieren« damit einhergeht, Projekte zu zentralisieren und zu standardisieren. Doch das widerspricht ganz klar dem, was es bedeutet, solidarisch füreinander zu sorgen. »Skalieren« bedeutet nicht, Gruppen zu vergrößern oder sie zu einer überregionalen oder landesweiten Organisation verschmelzen zu lassen. Die Bedürfnisse der Menschen in allen möglichen Situationen zu erfüllen, auch im Katastrophenfall, funktioniert am besten auf regionaler Ebene. Denn unseren Bedürfnissen werden wir am ehesten mit den Menschen gerecht, die sich in der Gegend am besten auskennen, und wenn wir es selbst sind, die die Entscheidungen fällen, die uns betreffen. Solidarität zu skalieren bedeutet, mehr und mehr Gruppen zu starten, die bewährtesten Methoden voneinander zu übernehmen, und sie für den Einsatz in bestimmten Gegenden, Subkulturen und Enklaven anzupassen. Es bedeutet, dass die Gruppen sich miteinander koordinieren, Ressourcen und Informationen teilen, einander den Rücken stärken und sich verbünden, um größere Schritte wie Miet- und Arbeitsstreiks, oder den Umsturz korrupter Regierungen und Industrien zu erreichen.

Ein solche Dynamik zeigt sich beispielweise, wenn Werksarbeit*erinnen die Besitz*erinnen verdrängen und die Kontrolle über das Werk übernehmen, um zu entscheiden, wie es betrieben wird, und faire Systeme für alle einzuführen: Ein Arbeitskampf, der zu einer Werksübernahme wird, ist »Skalierung«. Ein anderes Beispiel wären Menschen, die daran arbeiten, mit Solarenergie regionale Stromnetze zu schaffen. Diese Netze würden von eben den Leuten instandgehalten und beaufsichtigt, die sie nutzen, doch sie könnten ihre Praktiken und Ressourcen an andere Gruppen weitergeben, die regionale Stromnetze aufbauen und unterhalten. Die Kontrolle und Innovation bleiben regional, aber das Wissen, die Unterstützung und die Solidarität werden vernetzt und geteilt.

Wir wollen uns eine Gesellschaft vorstellen, in der wir alles teilen, alles mitbestimmen, alles haben, was wir brauchen, anstatt auf Zwang und Dominanz zu setzen. Dazu müssen wir die kapitalistische Propaganda abstreifen, die uns weißmachen will, Gier läge nun mal in der Natur des Menschen und wir würden einfach völlig enthemmt und gemeingefährlich alles an uns reißen, solange da nicht die Polizei ist, um uns in Schach zu halten. Das können wir vergessen, und stattdessen können wir auf etwas achten, das sich ganz besonders deutlich in Unglückszeiten zeigt: Menschen verbinden sich natürlicherweise gern miteinander und sind großzügig. Auch wenn wir häufig noch die kulturelle Last der weißen Vorherrschaft und Überlegenheitsvorstellungen, des Patriarchats und des Kapitalismus ablegen müssen. Wieder und wieder erleben wir, wie Menschen das Wenige, was sie nach Stürmen, Überschwemmungen und Bränden haben, miteinander teilen und einander so retten. Durch solidarische Fürsorge-Projekte, bekommen viele von uns die Gelegenheit, dieses

großzügige Handeln zu verstetigen. Es lässt sich zu langfristigen Unterstützungssystemen ausbauen, die wir mit beeinflussen, in denen wir mitbestimmen, um uns allen zu helfen, all die Krisen um uns zu überleben und uns für den Wandel zu mobilisieren.

Im Ökosystem sozialer Bewegungen ist solidarische Fürsorge nur eine Strategie neben anderen wie direkter Aktion und politischer Bildung. Aber es ist die eine Strategie, die uns am besten dabei unterstützt, unsere Bewegungen und unsere Fähigkeit, die Dinge zu verändern, wachsen zu lassen. Denn es bringt Menschen dazu koordiniert zu handeln, um die Dinge *jetzt sofort* anzupacken. Solidarisch füreinander zu sorgen gewinnt an Bedeutung und Präsenz – im Kontext der COVID-19-Krise, in den Katastrophengebieten, die durch den Klimawandel entstehen, und während wirtschaftlicher Krisen. Das gibt uns die Gelegenheit, Millionen von neuen Widerstandskämpf*erinnen auszubilden, uns selbst beizubringen, langfristig zusammenzuarbeiten, und besser darin zu werden, solidarische Mit-Verantwortung in allen Bereichen des kollektiven Lebens zu praktizieren. Die Klima-Krise wird uns in den nächsten Jahren und Jahrzehnten mit immer heftigeren Katastrophen konfrontieren. Je mehr wir jetzt darin investieren, robuste solidarische Netzwerke aufzubauen, desto besser sind wir darauf vorbereitet, diese Katastrophen zu überleben, und desto besser können wir unser Zusammenleben in etwas Befreites und Befreiendes verwandeln.

- TEIL II -

**ZUSAMMEN FÜR UNSER
GEMEINSAMES ZIEL**

Lese-Exemplar

Kommuniziert direkt, nicht hinter dem Rücken anderer und nicht in den Sozialen Medien.

Manchmal ist unser erster Impuls, wenn wir verletzt sind, davon zu erzählen – in den Sozialen Medien oder indem wir tratschen. Hinter ihrem Rücken über eine Person zu reden und irgendwelche Anschuldigungen in Sozialen Medien zu posten, kann allen schaden: der Person, die tratscht, der Person, um die es geht, der Gruppe und der Bewegung als Ganzes. Normalerweise verstärkt es den Konflikt. Damit ist nicht gemeint, dass wir uns nicht mitteilen und Unterstützung suchen sollen, wenn wir etwas Schwieriges erleben. Es ist ja oft einfach so, dass wir mit Freun*dinnen sprechen müssen, um uns klar werden zu können, was wir fühlen, um zu bestätigen, was wir erleben, um mögliche Reaktionen durchzusprechen und um Mitgefühl zu bekommen. Woher wissen wir also, ob wir gerade auf eine schädliche Weise hinter dem Rücken einer Person schlecht über sie reden? Hier sind ein paar Fragen, die wir uns stellen können:

- *Welchen Personen erzähle ich davon?* Wenn du starke Gefühle zu einer Person in eurer Gruppe hast und mit anderen Menschen in der Gruppe hinter ihrem Rücken schlecht über sie redest, wird das wahrscheinlich der Gruppendynamik schaden und eine Gruppenkultur schaffen, die die Leute früher oder später reiausnehmen lässt. In der Therapie oder unter Freun*dinnen, die nicht zur Gruppe gehören, darüber zu sprechen, ist wahrscheinlich weniger problematisch. In den Sozialen Medien davon zu

erzählen, würde wohl eine ganze Reihe schädliche und möglicherweise unbeabsichtigte Auswirkungen auf alle Beteiligten haben.

- *Verhalte ich mich intrigant?* Was motiviert mich, zu erzählen, was ich erzähle? Versuche ich, Unterstützung zu bekommen und das Erlebte zu verarbeiten? Oder versuche ich negativ zu beeinflussen, was andere über eine Person denken?
- *Mache ich mich über sie lustig, lache ich über sie oder bin sonst irgendwie grausam?* Wenn du das, was du erzählst, nicht mitfühlendes oder konstruktives Feedback nennen würdest, wenn du es der Person niemals ins Gesicht sagen würdest, ist es vielleicht böswilliger Tratsch. Jedes Mal, wenn es sich gerechtfertigt anfühlt, Personen in unseren Bewegungen und unserem sozialen Umfeld zu entmenschlichen, sollten wir innehalten und uns fragen: »Was gehört denn noch dazu?« Vielleicht reagieren wir auf eine tiefe Wunde, die unsere Zuwendung braucht, schaden aber mit unserer Reaktion unserem Umfeld.
- *Entwickle ich eine Besessenheit mit den Fehlern einer Person?* Was bringt es, gerade jetzt darüber zu sprechen, wie sich die Person verhält oder wie sie ist? Soll es mir helfen, klarer über meine Entscheidungen und Gefühle zu werden? Oder mache ich es mir nur zur Gewohnheit, zu viel über diese Person nachzu-

denken, und kultiviere ich eine übertrieben kritische Haltung zu ihr?

Direktes Feedback zu geben ist schwierig. Wir könnten sagen: »Es hat sich für mich nicht gut angefühlt, als du die Aufgaben, die du im Plenum übernommen hattest, nicht erledigt hast«, oder: »Ich frag' mich, warum du mich nicht gebeten hast bei der AG mitzumachen.« Doch es ist einfacher der anderen Person hinter ihrem Rücken negative Gefühle und böswilliges Verhalten zu unterstellen. Das wird sich wahrscheinlich schlecht anfühlen und Beziehungen in der Gruppe schädigen. Wenn sich viele Menschen in einer Gruppe oder Szene so verhalten, kann das ein Umfeld schaffen, in dem Misstrauen, Angstgefühle und Verrat alltäglich sind. Außerdem kann es Hierarchien des Wertens und Abwertens festigen, Gruppen destabilisieren und so Angriffsflächen für Gesetzeshüt*erinnen bieten, die Gruppe zu spalten.

Wir leben in einer Wegwerfgesellschaft: Was nicht funktioniert, kommt in den Müll. Wenn wir uns schlecht fühlen, entscheiden wir oft wie automatisch, dass da wohl etwas fehlerhaft sein muss, entweder bei uns oder bei einer anderen Person. Beides ist schädlich und beides verdreht die wichtige Tatsache, dass wir alle versuchen uns, so gut es geht, in den schwierigen Umständen um uns herum zurechtzufinden, und dass wir alle vieles lernen und verlernen müssen. Wenn wir andere Arten des Zusammenseins in Gruppen gestalten wollen, müssen wir ganz genau auf die Gefühle und Verhaltensweisen achten, die in uns den Wunsch entstehen lassen, andere Menschen einfach wegzuworfen. Bescheidenheit, Mitgefühl für uns selbst und Mitgefühl für andere sind Gegenmittel gegen die

Wegwerfgesellschaft. Wir eröffnen uns selbst mehr Möglichkeiten in Konflikten zu handeln, wenn wir untersuchen, wann wir unsere Gefühle auf andere projizieren und wann wir heftig auf andere reagieren. Wir alle sind komplexer und schöner als die unaussteiglichsten Dinge, die wir tun, und als die härtesten Wertungen, die wir vom Stapel lassen. Um Mitgefühl und Verantwortung aufzubauen, müssen wir eine Bestandsaufnahme machen – wie handeln wir, wie reagieren wir? – und nach Wegen suchen, einander auch im Durcheinander starker Gefühle fürsorglich zu behandeln.

Mit Spaß arbeiten

Es überrascht nicht, dass die meisten von uns ein verzerrtes Verhältnis zum Arbeiten haben, also auch zum Arbeiten in Soli-Gruppen. Die Bedingungen und Systeme, unter denen wir leben, verbinden Arbeit mit Zwang. Sie schaffen ausgeprägte Ungleichheiten: Welche Menschen machen welche Arbeit und für welche Vergütung und Anerkennung? Und diese Systeme machen es schwierig, sich so zu fühlen, als hätten wir irgendeine Wahl, wenn es ums Arbeiten geht. Dafür zu arbeiten, die Welt zu verändern, ist so extrem anstrengend, weil die Bedingungen, mit denen wir es zu tun haben, so heftig sind. Wir sollten uns also nicht selbst die Schuld dafür geben, dass wir ein schwieriges Verhältnis zur Arbeit haben, auch wenn uns klar ist, wie wichtig ein anderes Arbeiten für unsere Bewegungen, unser Wohlbefinden und unser Überleben ist. Wir müssen mitfühlend mit uns selbst und mit anderen sein, während wir gemeinsam Schritt für Schritt verändern, wie wir arbeiten.

Es kommt so sehr darauf an, dass wir miteinander sprechen: Was genau ist so schwer am überwältigenden Leiden in der Welt? Was genau macht es so herausfordernd, unter so gefährlichen Umständen für den Wandel zu arbeiten? Darauf aufmerksam zu werden, wie es um die Welt und unsere Leben bestellt ist, kann sehr schmerzhaft sein. Doch sogar wenn sie von diesem Schmerz umgeben ist, kann unsere Arbeit für den Wandel im Trost und in der Freude wurzeln, miteinander verbunden zu sein, einander zu begleiten und manchmal voneinander inspiriert zu werden. Wir müssen sorgsam reflektieren, wie wir uns zum Arbeiten verhalten – wie es sich anfühlt, in Gruppen mitzumachen, welche Vorstellungen von Führung und von Produktivität wir mit uns herumtragen. Diese Reflektion ist ausschlaggebend dafür, ein Arbeiten zu schaffen, das aus Verbundenheit, Inspiration und Spaß entsteht. Das bedeutet, ganz bewusst Möglichkeiten zu gestalten, uns in einer neuen Haltung zum Arbeiten zu üben, und in die psychischen Strukturen unserer Wunden einzutauchen, die durch ein Leben und Schuften in den brutalen Hierarchien des Zwangs entstanden sind. Die folgende Tabelle kann Einzelnen und Gruppen dabei helfen, schädliche Arbeitskulturen und -praktiken zu verändern.

Werkzeug 9. »Mit Spaß arbeiten«

(angelehnt an »Working joyfully« von den Workaholics Anonymous)

ZWANGHAFT ARBEITEN	MIT SPASS ARBEITEN
Lange Arbeitszeiten haben	Sich Grenzen setzen
Unmögliche Maßstäbe anlegen	Angemessene Ziele setzen
Nie genug bekommen, niemals fertig sein	Zufrieden sein mit dem, was geschafft wurde
Enge Zeitpläne machen	Platz für Unerwartetes lassen
Nur mehr Aufgaben hinzufügen	Nichts kommt hinzu, ohne dass etwas wegfällt
Unfähig sein, Zeiten einzuschätzen	Realistische Zeitkontingente planen
Nonstop funktionieren	Pausen einlegen, um das Tempo zu ändern, sich zu fokussieren, für neue Ideen öffnen
Falsche Deadlines vereinbaren	Aufwand angemessen einschätzen
Sich getrieben, voller Adrenalin fühlen	Das Gefühl, im Fluss zu sein
Ein Gefühl der Dringlichkeit	Entspannt in der Zeit
Arbeit muss fertig werden!	Aufgaben können aufgeschoben werden
Dringlichkeit mit Wichtigkeit verwechseln	Priorisieren können
Auf äußeren Druck reagieren	Der inneren Führung folgen

ZWANGHAFT ARBEITEN

MIT SPASS ARBEITEN

Geistig zerstreut sein

Fokussiert sein

Ineffizient

Effektiv

Es passieren Fehler: verlieren, fallen lassen, verschütten

Es gleich richtig machen

Starr

Flexibel

Nicht offen für neue Ideen sein

Aufgeschlossen

Ungeduldig

Ruhig

Perfektionistisch

Konstruktiv mit Fehlern umgehen

Angespannt

Entspannt

Humor geht verloren

Eine humorvolle Perspektive behalten

Kreativität geht verloren

Es fließen neue Ideen

Zu ernst und angestrengt sein

Verspielt sein können

Macht keinen Spaß

Arbeit angenehm finden

Sich schroff gegenüber Mitarbeiter*erinnen verhalten

Für andere da sein

Spontaneität geht verloren

Offen für den Moment bleiben

Kein Kontakt zu Gefühlen haben

Sich Stimmungen bewusst sein

Viele Dinge auf einmal tun

Eins nach dem anderen machen

Körper/Geist harmonisieren nicht

Denken und Handeln gehören zusammen

ZWANGHAFT ARBEITEN

MIT SPASS ARBEITEN

Hetzen	Entspanntes Tempo
Verschwommene Wahrnehmung	Lebhafte Eindrücke
Unaufmerksam, mechanisch	Aufmerksam
Quantitätsorientiert	Qualitätsorientiert
Selten delegieren	Mitarbeit*erinnen vertrauen
Wettrennen mit der Uhr	Im Einklang mit der Zeit, die Zeit respektieren
Erschöpft sein	Wohlige Müdigkeit
Kämpfen	Sich leicht fühlen
Sich wie ein Opfer fühlen	Sich vervollständigt fühlen
Gesundheit vernachlässigen	Sich selbst fördern, wachsen lassen
Signale des Körpers nicht wahrnehmen können	Bedürfnis nach Ruhe erkennen
Den Rest des Lebens vernachlässigen	Ausgeglichenes Leben
Kummer, übermäßiges Planen	Im Jetzt bleiben